

BERLINER MAUER 1961 - 1989

30 Jahre Mauerfall –

30 Vivantes Beschäftigte erzählen





Vorwort.

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die Bilder vom 9. November 1989 aus Berlin von den Menschen auf der Mauer gingen um die Welt und prägten sich in unser Gedächtnis ein. Bilder, die auch heute, nach 30 Jahren, noch Gänsehaut hervorrufen. Es ist einer der emotionalsten Momente der jüngeren Geschichte unseres Landes: Der Fall der Mauer ist auch der Anfang vom Ende einer unfreiwilligen Teilung. Durch den Mut und das Engagement vieler Menschen wurde die Freiheit friedlich gewonnen. Sie ist gerade heute vor den aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen nicht hoch genug zu schätzen. Wir sollten unsere Freiheit nicht als selbstverständlich nehmen, sondern sie auf der Basis des „Gemeinsamen“ zukunftsfest gestalten – in gegenseitigem Respekt, in einem ebenso friedlichen wie kritischen Diskurs.

Unter der Marke Vivantes ist unser Unternehmen erst 18 Jahre alt. Mit ihrer langjährigen Tradition waren unsere Kliniken und Senioreneinrichtungen, früher „geteilt“ in Ost und West, mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch Zeitzeugen dieses historischen Momentes. Wir alle blicken aus vielfältigen Perspektiven auf dieses Jubiläum. Daraus haben wir 30 persönliche Geschichten zum Thema „30 Jahre Mauerfall“ aus unserem Unternehmen zusammengetragen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen, Entdecken und vielleicht auch persönlichen Erinnern.



Ihre
Dr. Andrea Grebe

Die in diesem Band gesammelten individuellen Geschichten und Erlebnisse von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern stellen persönliche Meinungsäußerungen dar, die nicht in allen Fällen die Position des Unternehmens widerspiegeln. Die Publikation erhebt nicht den Anspruch auf historische Genauigkeit.

Berlin, Berlin.

Zahlen und Fakten rund um den Mauerfall bis heute

9. November 1989, 18:50 Uhr

„Ab sofort, unverzüglich!“ antwortet Günter Schabowski, Sekretär des ZK der SED für Informationswesen, auf die Frage eines Journalisten, wann die neue Reiseregulierung in Kraft treten solle, auf der Internationalen Pressekonferenz in Ost-Berlin.¹

Mauer|specht,
der
['maʁe|spɛçt]

Wortart: Substantiv,
maskulin

Wortbedeutung: jemand,
der ein kleines Stück vom
Mauerwerk besonders der
Berliner Mauer herausbricht³

302 Beobachtungstürme
gab es an der Mauer

8 Grenzübergänge
gab es zwischen Ost- und West-Berlin

6 Grenzübergänge
gab es zwischen der DDR und West-Berlin²

Bevölkerung in Berlin
1989⁴: 3 409 737

Geburten in Berlin
1989⁴: 38 096



2018⁵: 3 748 1481

2018⁵: 40 203



Krankenhäuser in Berlin

1990⁴: 110

2017⁵: 83

Krankenhausbetten in Berlin

1990⁴: 40 855

2017⁵: 20 390

Weit mehr als **600 Menschen** wurden von Grenzsoldaten der DDR **erschossen oder starben** bei Fluchtversuchen. Allein an der Berliner Mauer gab es zwischen 1961 und 1989 mindestens **140 Tote**.⁶

Rei|se|frei|heit, die [ˈʀaɪzəˌfʁaɪ̯haɪ̯t]

Wortart: Substantiv, maskulin

Wortbedeutung: (von den Bewohnerinnen und Bewohnern der DDR angestrebte) Freiheit, ins [westliche] Ausland reisen zu können³

Gesamtlänge der Grenze zu West-Berlin²: **155 km**

Länge innerstädtische Grenze zwischen Ost- und West-Berlin²: **43 km**

Quellen:

- 1) Hans-Hermann Hertle, Chronik des Mauerfalls. Die dramatischen Ereignisse um den 9. November 1989, Ch. Links Verlag, Berlin 1999
- 2) Lapp/Ritter, Die Grenze, 1997, Stand 31.07.1989
- 3) Duden online
- 4) Statistisches Jahrbuch Berlin 99
- 5) Amt für Statistik Berlin-Brandenburg
- 6) <https://www.berlin.de/mauer/geschichte/bau-der-mauer/>

Wie verlief Ihr Abend des 9. November 1989?

Ich badete gerade meine 3-jährige Tochter und im Nebenzimmer lief das Fernsehgerät, als der ZK-Sekretär Günter Schabowski verkündete, dass DDR-Bürger ab sofort ins „nichtsozialistische Ausland“ reisen dürften. Ich stutzte kurz und dachte, „was ist denn das für ein Quatsch so im Nebensatz daherge-redet?“ Später verkündete Hajo Friedrich in den Tagesthemen, die Menschen in Berlin strömten über die Grenzübergänge in den Westen der Stadt. In einer Einblendung vom Grenzübergang Invalidenstraße sah man jedoch nur einen einsamen Reporter.

Um zwei Uhr nachts rief unser chirurgischer Oberarzt mich an, er sei bei seinem Schwager in Westberlin – die Grenzen seien offen. Ich fand das alles komisch und schlief weiter.

Sind Sie am nächsten Morgen zur Mauer gefahren?

Nein, drei Kinder mussten versorgt werden und morgens ging ich ganz normal zur Arbeit, aber von unseren dreißig „Aufstehpatienten“ waren nur noch zwei da – und außer mir kein Arzt, nur zwei Schwestern. So konnte ich auch nicht gleich rüber. Am Folgetag kamen aber alle brav wieder zurück und hatten uns Westschokolade mitgebracht. Ich fuhr eine Woche später mit meinen Kindern an der Oberbaumbrücke über die Grenze und erinnere mich, dass ich für sie am Ku'damm Überraschungseier kaufte und ihnen der Krümeltee, den das DRK auf den Straßen ausschenkte, besonders schmeckte.

Hat sich Ihr Arbeitsplatz nach der Wende verändert?

Die Krankenhausorganisation entwickelte sich nach '89 vollkommen anders. Plötzlich leitete nicht mehr der Ärztliche Direktor die Klinik, sondern die Verwaltungsleiterin. Diese hatte vorher eine eng begrenzte Verantwortung in der Verwaltung und musste jetzt als verantwortliche Geschäftsführerin das Krankenhaus steuern. Die Medizintechnik, Kommunikationsmittel und räumliche Ausstattung haben sich in 30 Jahren deutlich verbessert. Im Vergleich zu damals arbeiten wir heute viel patientenorientierter nach klaren, studienbasierten Behandlungsleitfäden.



Dipl. med. Maria-Barbara Naumann

Geboren 1954 in Manebach (Thüringen)

Internistin, Ärztliche Direktorin Vivantes Klinikum Kaulsdorf, Leiterin der Rettungsstelle und Sprecherin der Ärztlichen Direktor*innen bei Vivantes

„Am Morgen nach dem Mauerfall waren von unseren dreißig „Aufstehpatienten“ nur noch zwei da.“



Ingrid Gräber

Geboren 1959 in Ribnitz-Damgarten

Stationspflegeleitung, Gynäkologie und Geburtsmedizin, Stationen 11 und 15

„Es gab Begrüßungsgeld, was mir persönlich gar nicht so wichtig war. Für mich war es wertvoller, meine Verwandtschaft in Köln und Hamburg immer sehen zu dürfen und auch andere Länder im Urlaub zu erleben.“

Wie haben Sie den Mauerfall erlebt?

Ich hatte Spätdienst in der Friedrichshainer „Wochenbettstation“. Meine Kollegin kannte eine Kollegin aus der Charité Mitte, die auch gerade im Dienst war. Wir telefonierten in kurzen Abständen und sie berichtete uns, was dort vor ihrer Klinik geschah. In den kommenden Tagen war die Dienstbesetzung schwierig, alle wollten ja mal gucken. Ich selbst bin erst am Wochenende über die Bornholmer Brücke, die „Bösebrücke“, gegangen. Die Geschäfte waren sehr voll, es standen viele Menschen an. Es gab Begrüßungsgeld, was mir persönlich gar nicht so wichtig war. Viel später erst habe ich mir davon eine Musikanlage gekauft. Für mich war es wertvoller, meine Verwandtschaft in Köln und Hamburg immer sehen zu dürfen und auch andere Länder im Urlaub zu erleben.

Was hat sich in den letzten 30 Jahren im Krankenhaus geändert?

Ich habe Anfang der Neunziger den Managementabschluss zur Stationspflegeleitung gemacht. Wir lernten zusammen, aus Ost und West. Auch weil das Gesundheitsstrukturgesetz ab 1993 überall umgesetzt wurde, haben sich alle gemeinsam weiterentwickelt. Insgesamt stimmt mich nachdenklich, dass es auch heute noch im Tarifgefüge Unterschiede gibt – warum wird das nicht angeglichen?

Hat sich auch die tägliche Arbeit in der Geburtsklinik gewandelt?

Oh ja, die Mütter sind heute älter, das Altersspektrum hat sich deutlich verschoben. Ich war bei meinem zweiten Kind 27 Jahre, da hieß es: „Oh, noch in diesem Alter?“ Heute betreuen wir natürlich auch Frauen unter 30, aber eher ab 30- bis zu 50-jährige Erstgebärende. Und – unsere Eltern sind internationaler. Stolz bin ich daher auf meine langjährigen Mitarbeiterinnen, die so toll Englisch gelernt haben, denn damit kommen wir auf den Stationen in der Kommunikation weiter.

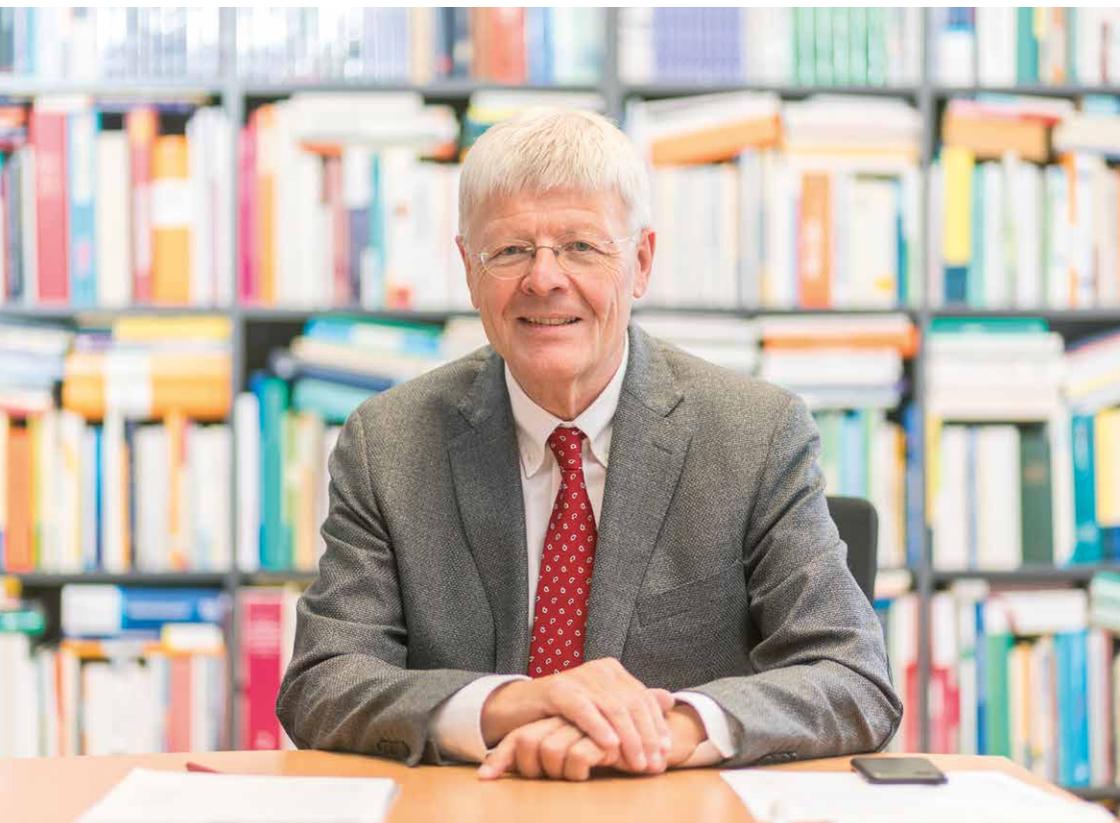
Schön ist, dass alle sechs geburtsmedizinischen Abteilungen von Vivantes eine Expertengruppe für integrative Wochenbettpflege gegründet haben. Heute gibt es für Eltern mehr Hilfsangebote, und das ist gut, weil alles komplizierter geworden ist: Die Sozialarbeit wurde ausgebaut und wir haben das Babylotsen-Projekt etabliert. In der DDR gab es die Mütterberatung, sie funktionierte sehr gut.

Wie haben Sie den Tag des Mauerfalls (09.11.1989) erlebt?

Am frühen Abend des Mauerfalls flog ich aus Münster nach Berlin, um meine damals neue Freundin und jetzige Frau zu besuchen. Als ich ankam, hörte ich die ersten Berichte, die Mauer sei offen. Wir zogen sofort gemeinsam los zum Brandenburger Tor und gehörten zu Jenen, die sich gleich ein Stück aus der Mauer herausgehämmert haben. Ich war immer schon Berlin-Fan und werde mein Leben lang dankbar sein, dass ich diesen historischen Tag live miterleben durfte. Gut, dass ich den Flug so lange vorher gebucht hatte – spontan hätte ich wohl nie einen Platz im Flugzeug bekommen! Wir feierten die Nacht durch – acht Monate später haben wir geheiratet, und genau neun Monate nach dem Mauerfall wurde unser erstes Kind geboren.

Wie hat Sie die Arbeit seit 1989 geprägt?

1996 begann ich als chirurgischer Chefarzt im Unternehmen. Die Geschichten aus der medizinischen Stationsarbeit und aus den Operationsabteilungen, die mir die Kolleginnen und Kollegen aus Ost-Berlin und der ehemaligen DDR erzählten, waren für mich zum Teil völlig neu. Als Ärztlicher Direktor in Neukölln war ich in verschiedenen Funktionen ständig zwischen Ost und West unterwegs und im Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen „von drüben“, z. B. den Friedrichshainern. Die Begegnung mit Menschen, die eine ganz andere Vergangenheit hatten, war eine große Bereicherung für mich. Es war mir stets wichtig, ihnen gut zuzuhören, um von diesen Erfahrungen zu lernen.



Prof. Dr. Dr. Alfred Holzgreve

Geboren 1953 in Möhnese (Nordrhein-Westfalen)

Direktor Klinische Forschung und Akademische Lehre

„Genau neun Monate nach dem Mauerfall wurde unser erstes Kind geboren.“



Susanne Bischoff

Geboren 1961 in Berlin-Spandau
Krankenschwester der Neurologie

„Ich bin im Klinikum Spandau geboren, habe hier meine Ausbildung als Krankenschwester gemacht und arbeite bis heute hier.“

Wissen Sie noch, was Sie am 9. November 1989 gemacht haben?

Der Abend ist komplett an mir vorbeigegangen! Wir waren mit meiner Stationsleitung, die man damals noch Oberschwester nannte, beim Pizzessen. Auch zu Hause haben wir nichts mitbekommen und keine Nachrichten gehört, weil wir ja einen Gast bei uns hatten. Mein Mann musste am nächsten morgen früh zur Arbeit, kam um 5 Uhr vom Radio zurück ins Schlafzimmer und sagte, die Mauer sei offen. Ich erwiderte im Halbschlaf, dann solle er sie doch zumachen! Ich wollte wenigstens noch eine Stunde schlafen. Erst um sechs hörte ich es dann selbst ...

Sie haben die gesamte Zeit seit '89 im Klinikum Spandau verbracht?

Ich bin sogar im Klinikum Spandau geboren, habe hier mein Schulpraktikum gemacht, mein hauswirtschaftliches Jahr als Vorschülerin, ab 1978 meine Ausbildung zur Krankenschwester und dann habe ich hier angefangen zu arbeiten und tue es bis heute.

Kamen nach dem Mauerfall neue Kolleg*innen aus Brandenburg oder dem Berliner Osten ins Klinikum?

Ja, gleich am nächsten Tag kamen Menschen aus Staaken, die zu uns wollten und sich um eine Stelle bewarben. Viele wunderten sich, dass wir immer genug Material für die Krankenversorgung hatten. Sie erzählten, man habe „drüben“ immer Feierabend gemacht, wenn das Material zu Ende ging. Wir erwiderten, solange Patienten da sind, bleiben wir hier! Eine Mitarbeiterin, die kurz vor der Maueröffnung über Thüringen und Ungarn in den Westen geflüchtet war, weil sie ihren Mann verlassen wollte, war ganz entsetzt, dass er am 10. November plötzlich vor ihrer Tür stand.

Sie waren am 9. November 1989 Teil des „Willkommens-Komitees“ in Berlin?

So könnte man sagen. Ich arbeitete schon damals für den Fuhrpark, als sogenannter Hausinspektor – allerdings im Urban-Klinikum. Am 9. November rief man mich nach Feierabend wieder in den Dienst. Ich wohnte in der Nähe des ehemaligen Grenzübergangs Heinrich-Heine-Strasse. Wir sollten zur Begrüßung Getränke und Blechpizza an die Mauer bringen. In der Küche wurden Kaffee und Tee gekocht und wir fuhren mit zwei kleinen Lkws und einem Golf unseres Postfahrers los. Aber es war kein Durchkommen, überall waren die Straßen voll! So machten wir uns auf den Weg zur Chausseestrasse. Wir mussten mehrfach für Nachschub sorgen und in den Folgetagen ging es weiter! An „künstlichen Grenzübergängen“, an denen schon Mauerteile weggenommen worden waren – wie am Heckmannufer (Schlesisches Tor) – verteilten wir von Schneepflügen aus Kaffee und Tee, auch im Rathaus Kreuzberg wurde das Foyer zum Willkommensraum. Wir wollten die Ostberlinerinnen und Ostberliner gut empfangen! Ich habe tolle Bekanntschaften gemacht und wurde mehrfach eingeladen – bis nach Michendorf.

Hat sich Ihre Arbeit durch den Mauerfall verändert?

Wir haben unmittelbar nach der Wende mit den Kliniken im Ostteil der Stadt kooperiert. Noch lange bevor es amtlich war und wir was von Vivantes wussten, war Friedrichshain unser Partnerkrankenhaus. Diese Herzlichkeit und Menschlichkeit, mit der wir auf verschiedenen Ebenen zusammenarbeiteten, war außergewöhnlich. Die Kolleginnen und Kollegen mussten ja vorher mit primitiveren Mitteln den selben Job machen wie wir. Also halfen wir aus, wenn sie was brauchten. Wir schmunzelten damals darüber, wie sie Glas und andere Sekundärstoffe sammelten, um sie wiederzuverwerten. Heute machen wir es alle so!



Jürgen Grimm

Geboren 1959 in Berlin-Kreuzberg

Leiter Fuhrpark Vivantes Service GmbH

„Wir schmunzelten damals darüber, wie die Ost-Kollegen Glas und andere Sekundärstoffe sammelten, um sie wiederzuverwerten. Heute machen wir es alle so!“



Victoria Wodniok

Geboren 1998 in Berlin-Friedrichshain
Auszubildende der Gesundheits- und
Krankenpflege, Jugend- und
Auszubildendenvertretung
Institut für berufliche Bildung im
Gesundheitswesen

Senija Böhme

Geboren 1993 in Berlin-Charlottenburg
Examierte Gesundheits- und
Krankenpflegerin seit 2017
Vivantes Auguste-Viktoria-Klinikum

„Viele der Pflegekräfte kennen natürlich die
Mauerzeit – aber für mich ist Berlin einfach Berlin.“

Victoria Wodniok

Frau Wodniok, Sie sind neun Jahre nach dem Mauerfall geboren, spielen Kategorien wie Ost und West für Sie überhaupt noch eine Rolle?

Für mich persönlich nicht, aber in meiner Ausbildung bin ich in „Ost“- und „West“-Häusern wie dem Klinikum Am Urban und dem Klinikum im Friedrichshain unterwegs und von Patientinnen und Patienten wird das schon thematisiert – nach dem Motto „ich hätte nie gedacht, dass ich mal in einem Ossi-Krankenhaus liege“. Auch viele der Pflegekräfte kennen natürlich die Mauerzeit – aber für mich ist Berlin einfach Berlin.“

Frau Böhme, was verbinden Sie als „Nachgeborene“ mit der Berliner Mauer?

Meine Oma, die in Köpenick wohnte und wohnt. Meine Mutter ist auch in Ostberlin groß geworden. Sie hat damals einen Ausreiseantrag gestellt. Das war mit viel Papierkram verbunden, meine Oma musste sogar aberkennen, dass meine Mutter ihre Tochter ist! Nachdem es endlich geklappt hatte und sie eine Wohnung in Westberlin fand, fiel die Mauer. Der ganze Stress war umsonst gewesen!

Ihre Oma erzählt viel von damals?

Ja, sie hat nach der Wende z. B. bei Wertheim am Ku’damm gearbeitet und war sehr stolz, wenn Kunden sie lobten. „Wenn die wüssten, dass ich ein Ostberliner Mädels bin!“, sagte sie immer.

Sind Ihnen einzelne Berliner Bezirke lieber als andere, Frau Wodniok?

Ich mag Friedrichshain, weil ich hier aufgewachsen bin, finde aber auch Kreuzberg toll. Das hat also nichts mit Ost oder West zu tun. Wenn ich zuhause ausziehe, würde ich lieber hier wohnen wollen als beispielsweise in Charlottenburg.

„Für den Ausreiseantrag musste meine Oma sogar aberkennen, dass meine Mutter ihre Tochter ist.“

Als die Mauer fiel – wie haben Sie das erlebt?

Den Mauerfall habe ich ungläubig und auch angespannt erlebt. Ich bin 1961 geboren, quasi während des Mauerbaus, und in Wilmersdorf aufgewachsen. Für mich gab es nur die „Insel“ West-Berlin. Jedes Weihnachten haben wir Solidaritätskerzen für Ostberlinerinnen und -berliner in die Fenster gestellt – das war in der ganzen Straße Brauch. Ich konnte es mir einfach nicht vorstellen, dass die Mauer jemals fallen könnte. Am 9. November 1989 saß ich bei meiner Schwester beim Abendessen, wir haben aufgeregt Radio gehört. Ich bin nicht gleich zur Mauer gefahren, war nicht euphorisch, sondern hatte auch Sorge vor einer gewalttätigen Intervention von Staatskräften. Ein paar Tage später – ich lebte in Zehlendorf, wo es sonst ruhig und fast dörflich war – waren die Straßen voll mit Trabis. Ich hatte das Gefühl, wir werden überrollt. Inzwischen bin ich aber absoluter Fan vom zusammengewachsenen Berlin und denke auch nicht mehr in Ost- und Westkategorien.

Was hat sich nach dem Mauerfall im Krankenhaus verändert?

Damals war ich im Max-Bürger-Krankenhaus in Charlottenburg leitender Krankengymnast – jetzt leite ich bei Vivantes im ehemaligen Ost- und Westteil der Stadt die Physiotherapien. Durch meine Arbeit hatte ich schnell Kontakt zu Ostberlinern. Die Mentalität der Ost-Berliner*innen hat mir gleich sehr gefallen: spontan, selbstbewusst und ein bisschen frech. Unsere Teams sind durch die Mischung heute vielseitiger und weltoffener. Sehr gut finde ich auch, dass wir inzwischen den Ostbegriff „Physiotherapeut“ übernommen haben. Vorher nannten wir uns ja „Krankengymnasten“. Das klingt nach Turnvater Jahn und nicht so ganzheitlich wie Therapeut.

Gab es auch negative Veränderungen bei der Arbeit?

Ja, es gab spürbare Veränderungen: Schon bald fiel die Berlin-Zulage weg und das war für mich als Familienvater mit drei Kindern wirklich hart, das waren um die 500 Mark weniger.



Mathias Klitzke

Geboren 1961 in Berlin-Wilmersdorf

Leiter Physikalische Dienste

„Ich hatte das Gefühl, wir werden überrollt. Inzwischen bin ich aber absoluter Fan vom zusammengewachsenen Berlin und denke auch nicht mehr in Ost- und West-Kategorien.“



Dr. Alexander Bock

geboren 1959 in Potsdam

Chefarzt der Klinik für klinische und interventionelle Neuroradiologie

„Der Neuköllner ist nicht der typische Westberliner. Wenn der in die Klinik kommt, ist er wirklich krank!“

Wie haben Sie die unmittelbare Wendezeit erlebt?

Die Situation war aufgewühlt, keiner wusste, ob das Pendel zu einer gewalt-samen Niederschlagung der Demos ausschlagen würde oder zu einer fried-lichen Lösung. Wir hatten die Bilder der Flüchtlingswellen im Kopf. Auch meine Frau und ich stellten uns vor, die DDR über Ungarn zu verlassen. Auf der anderen Seite hatte ich als Weiterbildungsassistent der Radiologie in der Charité gute Perspektiven – was erwartete uns im Westen?

Was haben Sie am Tag des Mauerfalls gemacht?

Wir wohnten in Mahlsdorf und konnten die ersten Nachrichten von der Maueröffnung nicht so recht glauben. Nach der Arbeit fuhren wir mit unserem Dacia über den Checkpoint Charly und wurden von winkenden, fröhlichen Menschen empfangen. Wir folgten der Autokolonne bis auf den Ku'damm, kannten uns ja nicht aus. Eine ebenso wie wir überwältigte und gerührte Frau fragte, ob sie uns einladen dürfe. Sie erzählte, dass sie als Kind in den Wirren der Grenzschießung 1961 Verwandte im Westteil Berlins be-sucht habe und nicht zurück durfte, während der Rest der Familie im Osten war – eine andere Geschichte der Teilung.

Sie sind in der DDR groß geworden, arbeiten jetzt aber in Neukölln, im Westteil der Stadt ...

Es hat mein Leben bunter gemacht. Es ist das Privileg meiner Generation, bis 1989 die DDR als sozialen und humanitären Staat mit teils lästigen Be-grenzungen erlebt und erfahren zu haben, und sich dann unter westlichen Bedingungen neu erfinden zu können. Sich dabei selbst und den Tugenden treu zu bleiben, ist eine Herausforderung. An der Charité wurde 1993 die gesamte ärztliche Belegschaft vom übernehmenden Senat gekündigt. Unterschiedlich lange Weiterbeschäftigungsverträge brachen die Solidar-gemeinschaft. Die gewachsenen Strukturen wurden aufgebrochen. Das war die eigentliche, fremdbestimmte Revolution. 2008 kam ich ans Klinikum Neukölln, um die Neuroradiologie aufzubauen. In dem Team habe ich mich sofort zuhause gefühlt – der Neuköllner ist nicht der typische Westberliner. Wenn er als Patient in die Klinik kommt, ist er wirklich krank! Letztlich wird überall mit Wasser gekocht – in der DDR gab es Planvorgaben und Beziehun-gen, heute gibt es ökonomische Zwänge und Lobbyismus.

Wie haben Sie den Tag des Mauerfalls am 9.11.1989 erlebt?

Ich habe davon erst am Morgen des 10. November 1989 im Radio erfahren, mir aber erst einmal gar nicht so viel dabei gedacht. Ich bin deshalb ganz normal zu meiner Arbeit ins Kaulsdorfer Krankenhaus gefahren. Kaum angekommen, war die Aufregung natürlich schon groß, die Atmosphäre angespannt. Einige Kollegen waren auch gar nicht am Arbeitsplatz, sondern sind direkt nach West-Berlin rübergefahren, um sich das alles anzugucken. Ich selbst habe mich zwar schon auch gefreut, gleichzeitig war ich auch etwas skeptisch und nachdenklich. Was bedeutet das für mich, mein Leben und meinen Beruf? Wie geht das jetzt alles weiter? Was bringt die Zukunft? Ich hatte viele Fragen in meinem Kopf und brauchte erst einmal eine ganze Zeit, um das zu verarbeiten. Nach einiger Zeit erst ist der Mauerfall auch wirklich in meinem Kopf „angekommen“.

Wie hat sich seit damals die Arbeit im Krankenhaus verändert?

Die Arbeit heute ist gar nicht zu vergleichen mit den Standards von damals. Die aktuelle Medizintechnik entwickelt sich im Vergleich zu früher immer weiter. Jeder Arbeitsprozess in unserer Abteilung ist außerdem jederzeit transparent und nachvollziehbar. Unsere Mitarbeiter erhalten stetig neues Fachwissen und auch unsere Prozesse entwickeln sich weiter. Unser Maßstab ist die optimale Ergebnisqualität sowie die Zufriedenheit aller am Prozess beteiligten Personen. Bei uns steht das Wohl unserer Patientinnen und Patienten immer im Mittelpunkt unserer Arbeit. Und das ist auch völlig richtig so.

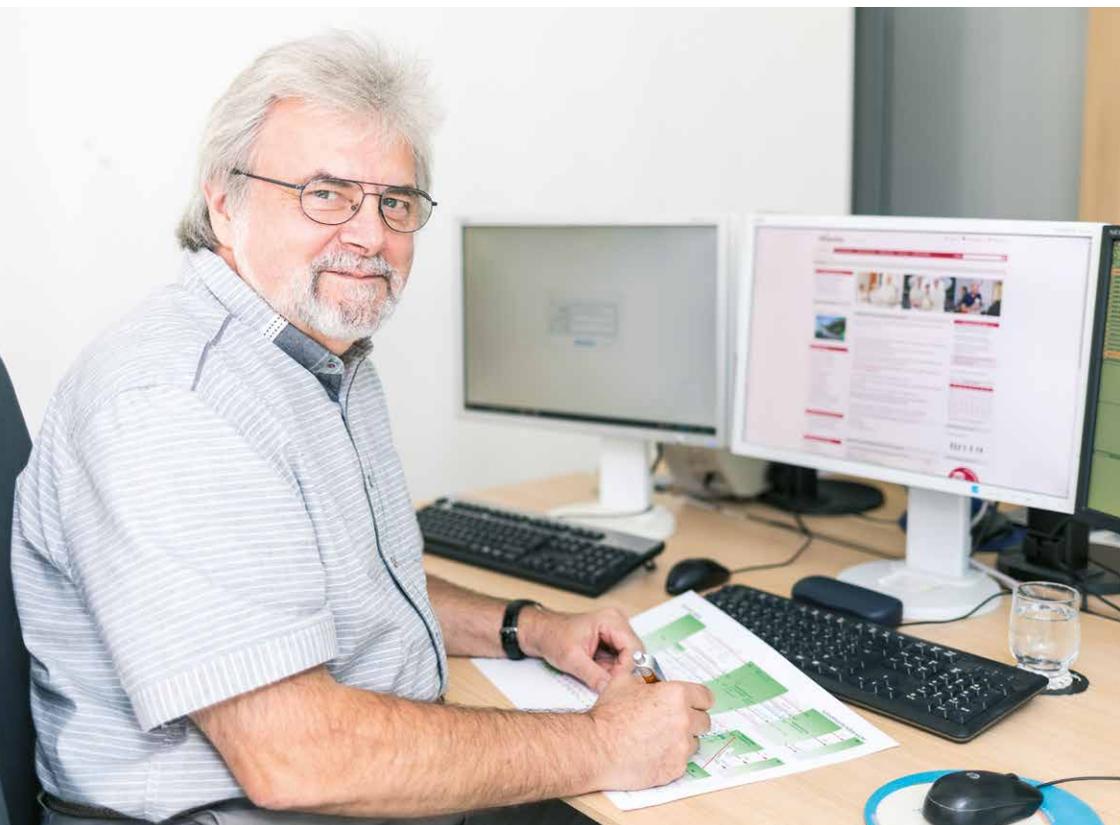


Diana Handrock

Geboren 1969 in Köllda (Thüringen)

Standortleitung Zentralsterilisation Klinikum im Friedrichshain

„Die Arbeit heute ist gar nicht zu vergleichen mit den Standards von damals.“



Rüdiger Bilsing

Geboren 1954 in Roßla (Sachsen-Anhalt)

Mitarbeiter IT, Referat Medizintechnik – Integration und Schnittstellen

„Ich habe für den Weg durch den Tränenpalast bis auf den Bahnsteig drei Stunden gebraucht. Trotzdem war die Stimmung ausgelassen und friedlich, alle drängten in die Züge Richtung Westen.“

Wie haben Sie den Mauerfall 1989 erlebt?

Als wir abends am 9. November im Fernsehen die heute berühmte Pressekonferenz sahen, habe ich erst gar nicht in vollem Umfang realisiert, was das bedeutete. Am nächsten Abend wollte ich mit offizieller Genehmigung meine Tante in Bayern zum 75. Geburtstag besuchen. Auf Anraten meiner Schwiegereltern bin ich früher zum Bahnhof Friedrichstraße aufgebrochen – das war gut, denn ich habe für den Weg durch den Tränenpalast bis auf den Bahnsteig drei Stunden gebraucht. Es war so voll, es ging nur schrittweise voran. Trotzdem war die Stimmung ausgelassen und friedlich, alle drängten in die Züge Richtung Westen. Die Reise hätte ich wohl auch ohne Genehmigung machen können, aber das konnte man ja nicht ahnen. Als DDR-Bürger kannte ich ja Bayern nur aus dem Fernsehen. Mich haben dort viele gefragt, wie es in der DDR war und wie ich mich jetzt fühlte.

Was hat sich für Sie seit 1989 geändert?

Heutzutage leben wir freier als in der DDR, obwohl es uns nicht schlecht ging. In Berlin konnten wir vieles leichter bekommen als anderswo. Wahrscheinlich hätten wir uns unsere Träume, wie ein eigenes Haus, auch in der DDR erfüllen können, nur etwas schwieriger. Allerdings hat die Marktwirtschaft auch Schattenseiten: Ich war Anfang der neunziger Jahre fast anderthalb Jahre arbeitslos.

Auch beruflich gab es im Krankenhaus viele Änderungen, oder?

Ja, ich war zwar schon vor 1989 Programmierer, allerdings nicht im Krankenhaus, sondern bei der VEB Wärmeversorgung in Berlin. Heute bin ich für den Kommunikationsserver bei Vivantes zuständig. Da gilt es, den Überblick zu behalten, denn es werden viele Softwareprodukte eingesetzt, die sich über Schnittstellen verstehen müssen. Das umfasst etwa 300 Schnittstellenkomponenten aktuell. Als ich 1993 im Krankenhaus Prenzlauer Berg anfang, hatten wir gerade mal vier oder fünf Systemkomponenten. Da war ich für alles zuständig: Vom Anschließen neuer PCs bis hin zu Netzwerktechnik. Jetzt arbeite ich viel spezialisierter.

Sie sind gebürtiger Franzose – wo waren Sie, als die Berliner Mauer fiel?

Ich studierte neben meiner Arbeit als Berufssoldat in Strasbourg Politikwissenschaft und deutsche Kulturwissenschaften. Wir haben natürlich in der Vorlesung über den Mauerfall geredet und das ferne Berlin sozusagen aus der Nähe betrachtet. Es herrschte vor allem Angst vor Krieg und davor, dass bei der Grenzöffnung doch noch Schüsse fallen.

Berlin war Ihnen aber auch von eigenen Reisen bekannt, oder?

Das stimmt, als Oberleutnant habe ich Berliner Einheiten bei der Wache abgelöst, wenn diese zum Manöver auszogen. So musste ich zum Beispiel eine Woche lang Rudolf Heß im alliierten Militärgefängnis in Spandau bewachen, oder patrouillierte 1987 an der Berliner Mauer in Lübars.

Wann haben Sie im Auguste-Viktoria-Klinikum angefangen?

Nach 1992 zog ich nach Berlin, als Soldat im Quartier Napoléon, der heutigen Julius-Leber-Kaserne. 1994 zogen die Alliierten ab und ich fing dann 1996 in der damaligen Abteilung Versorgungswirtschaft im Auguste-Viktoria-Klinikum an.

Haben Sie die ehemalige Teilung Berlins im Alltag noch gespürt?

Ich hatte durchaus Vorurteile gegenüber Kollegen aus Ostberlin, aber die kulturellen und sozialen Prägungen waren immer weniger spürbar. Trotzdem bleiben Unterschiede, z. B. im Miteinander, sogar in der Mode – oder in der Art, wie man sich frisiert (mit roten oder rosa Strähnchen). Bei der Wortwahl ist mir aufgefallen, dass manche Kollegen noch heute vom „Kollektiv“ sprechen und vom „Vorkommnis“.



Thierry Natale

Geboren 1962 in Straßburg (Frankreich)

Technischer Standortleiter

„Wir haben damals an der Uni in Strasbourg über den Mauerfall geredet und das ferne Berlin sozusagen aus der Nähe betrachtet.“



Marion Strech

Geboren 1965 in Oranienburg

Fachkrankenschwester für Anästhesie/Funktionsdienstleitung

„Es war wie auf der ‚Love Parade‘,
nur eben in ganz Berlin.“

Wie haben Sie den Mauerfall erlebt?

Ich habe mir am 10. November 1989 wie jeden Morgen einen Kaffee gemacht und das Radio eingeschaltet. So habe ich vom Fall der Mauer erfahren. Zuerst bin ich trotzdem ganz normal zu meiner Stelle als Gemeindeschwester in Liebenwalde gefahren. Kaum an meinem Arbeitsplatz angekommen, habe ich einerseits festgestellt, dass ich versehentlich zwei verschiedene Schuhe anhatte und kurz darauf, dass kaum jemand auf Arbeit erschienen ist. Ich habe dann meinen Mann angerufen, der schon früher zu seiner Arbeit gefahren war, und auch der sagte gleich „Hier ist keiner!“. Dann gab es nur noch eine Frage: „Wollen wir auch abhauen?“

Wie lautete die Antwort?

Die Antwort war schnell klar und los ging es mit unserem ein Jahr alten Sohn per Trabi nach West-Berlin. Wir waren völlig euphorisch, sind durch die ganze Stadt gefahren und haben Verwandte besucht. Es war wie auf der „Love Parade“, nur eben in ganz Berlin.

Hat sich Ihre Arbeit nach dem Mauerfall verändert?

Da das Krankenhaus Liebenwalde, in dem ich bis 1989 gearbeitet hatte, direkt nach der Wende geschlossen wurde, sind wir erst einmal nach Nordrhein-Westfalen gezogen. Dort fühlten wir uns zwar wie Ausländer, doch meine damalige Chefin sagte, dass Krankenschwestern aus der ehemaligen DDR sehr willkommen seien. „Die sind einfach umfassend ausgebildet und arbeiten sehr eigenverantwortlich.“, war ihr Spruch. Ich selbst habe im Laufe meines Berufslebens den Eindruck gewonnen, dass die Pflegeausbildung – genauso wie die Zusammenarbeit untereinander – auf beiden Seiten der Mauer sehr gut war.

Gleichzeitig habe ich damals erlebt, dass man mit den Ärzten viel mehr auf Augenhöhe gearbeitet hat, als ich es aus dem Osten gewohnt war. Mit manchen Ärzten duzten wir uns sogar. Diesen Ost-West-Unterschied nehme ich auch heute noch wahr.

Haben Sie als Kind den Mauerbau erlebt?

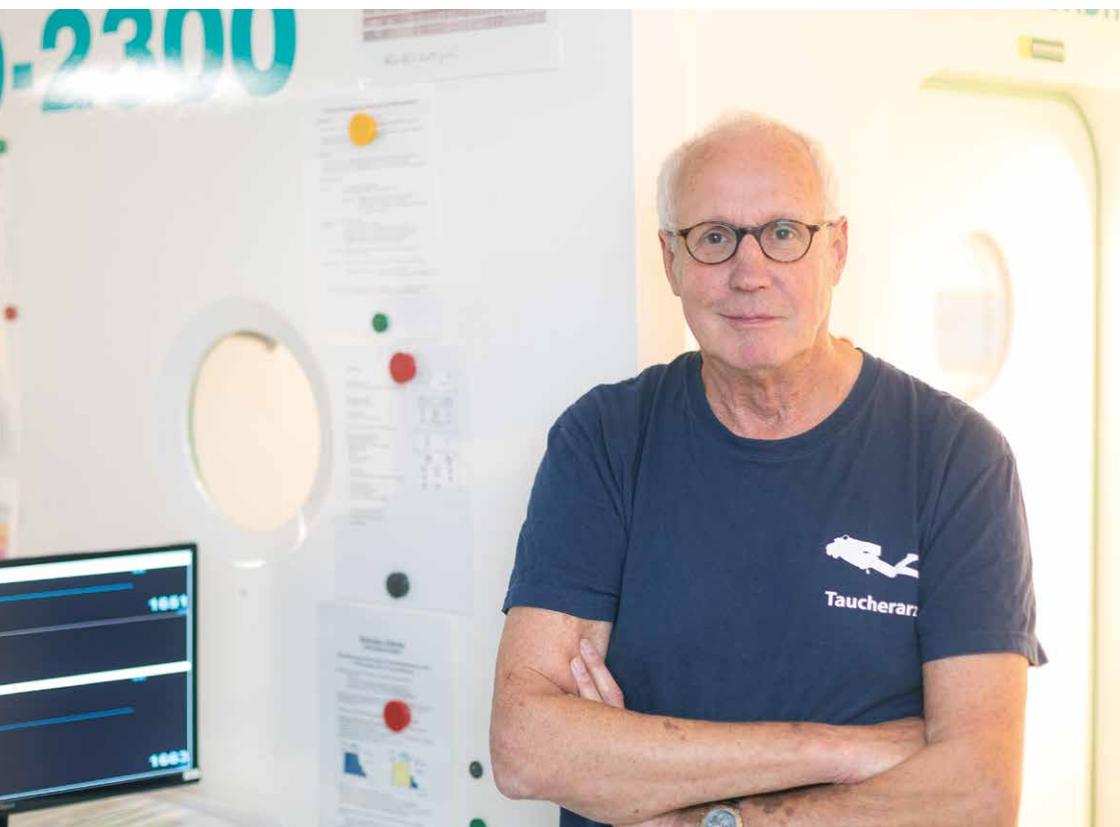
Ja, ich war beim Bau der Berliner Mauer 14 Jahre alt. Am 13. August hörten wir morgens im Radio davon. Wir waren entsetzt. Vorbei war es plötzlich mit den Fahrten durchs Brandenburger Tor. Vorbei mit den Urlauben in Süddeutschland. Ich lebte in Ostdeutschland, aber dass ich mich als Ostdeutscher fühle, kann ich nicht sagen. Ich bin einfach Deutscher.

Wie war es für Sie, als die Mauer 1989 fiel?

Unfassbar! Am 9. November hatte ich Nachtdienst auf der Intensivstation im Friedrichshain. Mein internistischer Arztkollege und ich haben einen Fernseher zu den Schwestern geholt. Wir starrten fast die ganze Nacht darauf und konnten es nicht glauben. Meine Frau hat mich nach Dienstschluss mit unserem Sohn abgeholt. Wir sind über die Grenze an der Heinrich-Heine-Straße, zu Fuß. Unglaublich, wir konnten ohne Kontrolle rüberlaufen! Bei Verwandten haben wir Kaffee getrunken, abends sind wir wieder zurück. Dann waren wir fast jeden Tag in Westberlin. Die Wiedervereinigung war großartig!

Was hat sich an Ihrer Arbeit seit 1989 verändert?

Ehrlich gesagt änderte sich auf der Intensivstation erstmal gar nichts. Wir hatten ohnehin schon die Beatmungs- und Überwachungsgeräte aus dem Westen. Wenn Medikamente beschafft werden mussten, bekamen wir die immer, wirklich immer – auch schon vor 1989. Drei frühere Kollegen wurden als Spitzel enttarnt. Bald kamen neue Vorgesetzte, alle Westdeutsche, was für mich kein Problem war. Es gab Ärger mit dem Ärzteversorgungswerk, dann Umstrukturierungen, später den Zusammenschluss der städtischen Krankenhäuser. Zukunftsängste hatte ich keine, denn wir Ärzte waren gut und wurden gebraucht. Wichtig ist für mich Teamarbeit mit Respekt, Ehrlichkeit und Empathie gegenüber Patienten und Kollegen. Patienten sind keine „Kunden“. Das Gesundheitswesen ist zwar besser geworden, aber den wachsenden Einfluss der Ökonomie halte ich für ein Problem.



Matthias Leuschner

Geboren 1947 in Freital (Sachsen)

Oberarzt im Zentrum für hyperbare Sauerstofftherapie und Tauchmedizin

„Ich lebte in Ostdeutschland, aber dass ich mich als Ostdeutscher fühle, kann ich nicht sagen. Ich bin einfach Deutscher.“



Dagmar Nitsche

Geboren 1966 in Berlin-Tempelhof

Examierte Altenpflegerin und stellv. Hospiz-Pflegedienstleitung

„Zwei Tage nach dem Mauerfall haben wir unsere kleine Tochter ins Auto gesteckt und sind rüber nach Ost-Berlin gefahren.“

Wissen Sie noch, was Sie am 9. November 1989 gemacht haben?

Ich war mit meiner einjährigen Tochter im Erziehungsjahr. Wir hatten Besuch von ihrer Patentante, die gleichzeitig meine Chefin aus dem Pflegeheim war, in dem ich arbeitete. Während wir im Wohnzimmer redeten, sah der Ehemann meiner Chefin angestrengt auf den Fernseher, zeigte immer wieder darauf, ohne etwas zu sagen, bis wir auch auf ihn aufmerksam wurden. Wir haben dann die Berichte verfolgt, konnten mit unserer Tochter aber nicht gleich zur Mauer. Zwei Tage später haben wir dann auch die Kleine ins Auto gesteckt und sind rüber gefahren.

Sie haben in der Altenpflege gearbeitet, sind seit 2012 im Vivantes Hospiz – hatten Sie währenddessen auch Kolleg*innen aus Ost-Berlin? Wie war der Austausch?

Den Erzählungen zufolge war es in den Häusern im Osten ruhiger, oder man hat sich weniger Stress gemacht. Es gab offenbar nicht so viele Richtlinien, die zu beachten waren. Aber Geld war auch ein Thema – Krankenschwestern haben weniger verdient als ihre Kolleginnen, selbst wenn sie nach dem Mauerfall im Westteil der Stadt arbeiteten. Das sorgte für Frust und manche haben sich die Mauer auch wieder zurückgewünscht. Ich habe keinen Kontakt mehr zu den ehemaligen Kolleginnen, aber ich wäre neugierig zu erfahren, wie sie heute denken!

Wissen Sie noch, wo Sie am 9. November 1989 waren?

Ich arbeitete als Ärztin damals in einer Rehaklinik in Horn-Bad Meinberg in Nordrhein-Westfalen – meine erste richtige, feste Stelle. Am 9. November saß ich abends, soweit zeitlich möglich, gebannt vor dem Fernseher im Dienstzimmer und verfolgte die Ereignisse in Berlin. An dem Tag war es aber, soweit ich mich erinnere, auch in der Klinik ruhig. Ich bin ja gebürtige Nordhessin, komme aus Korbach, damals also „Zonenrandgebiet“. Ich habe noch die Familien-Sonntagsausflüge zur Grenze in Erinnerung und das Schaudern beim Blick auf den „Todesstreifen“. Nie hätte ich für möglich gehalten, dass es zur friedlichen Revolution und zur Öffnung der Mauer, der Grenzen, kommen würde – und werde zeitlebens fasziniert von den Entwicklungen bleiben. Auch die Verpflichtung, dies nicht als selbstverständlich hinzunehmen, sondern diese Freiheiten leidenschaftlich zu verteidigen.

Bis Sie nach Berlin kamen, vergingen noch einige Jahre ...

Ja, ich kam Anfang der 2000er Jahre nach Berlin zu Vivantes und wusste manchmal gar nicht, wo genau der Osten bzw. der Westteil endete bzw. begann, wenn ich zu unseren Kliniken und Seniorenheimen, die ja bekanntermaßen über die ganze Stadt verteilt sind, unterwegs war. Noch heute sehe ich auf der Straße nach den Pflastersteinen, die daran erinnern, wo die Mauer stand. Ich kenne aber natürlich Berlin noch als geteilte Stadt, Fahrten durch die Transitzone und war selbstverständlich auch in den 90er Jahren in Berlin.

Wie nahmen Sie das Aufeinandertreffen von Ost und West wahr?

Die Wendezeit war sicher für Berlinerinnen und Berliner aus beiden Teilen der Stadt mit großen Veränderungen verbunden. Auch im Westteil, der plötzlich keine Insel mehr war, musste man sich an die neue Situation anpassen. Wenn ich über den Dächern der Stadt im Vivantes Klinikum Am Urban stehe oder auf der Dachterrasse des Klinikums im Friedrichshain und von dort jeweils zum Fernsehturm hinübersehe, frage ich mich: Wie mag es sich angefühlt haben, dort auf das Leben der jeweils „anderen“ Stadt zu blicken? Von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hätte sich wohl auch keiner träumen lassen, dass die Mauer einmal weg wäre. Ein großes Geschenk – nicht der Geschichte – sondern durch viele mutige Menschen ermöglicht!



Dr. Andrea Grebe

Geboren 1961 in Korbach (Hessen)

Vorsitzende der Vivantes Geschäftsführung

„Ein großes Geschenk – nicht der
Geschichte – sondern durch viele
mutige Menschen ermöglicht!“



Annette Müller

Geboren 1965 in Naumburg/Saale (Sachsen-Anhalt)

Stellvertretende Leitende Hebamme

„Das Erste, was ich dann im Westen gekauft habe, war Waschmittel ... so sind junge Muttis!“

Erinnern Sie sich noch an den Tag des Mauerfalls? Wie haben Sie ihn verbracht?

Ich war abends mit meiner einjährigen Tochter zuhause und fragte mich, warum mein Mann nicht von der Uni zurückkam – er studierte damals in Cottbus. Als er dann nachts an der Tür klingelte, war ich zuerst sauer, bis er mir erklärte, er sei mit dem Zug über die Grenze gefahren – die Mauer sei offen. Erst als wir den Fernseher einschalteten, konnte ich es wirklich glauben. Das Erste, was ich dann im Westen gekauft habe, war Waschmittel ... so sind junge Muttis!

Wie unterschied sich die Arbeit als Hebamme von heute?

Damals machte ich „Schwangerenberatung“, heute heißt das „Mutterschaftsvorsorge“... Die Arbeit von uns Hebammen ist seitdem eigentlich dieselbe geblieben, nur die Frauen haben sich verändert!

Wie zeigt sich das?

Die werdenden Mütter sind heute anspruchsvoller, informieren sich fast zu viel und werden dann von der Wirklichkeit überrascht; denn eine Geburt läuft immer anders als gedacht. Damals gab es nur ein Schmerzmittel, das man spritzen konnte, heute gibt es viel mehr Möglichkeiten – von PDA bis Lachgas.

Auch Homöopathie gab es in der DDR nicht. Da gehe ich mit der Zeit und habe es mir angeeignet. So konnte ich wunderschöne Geburten miterleben! Wenn eine werdende Mutter die Schmerzmedikation voll ausschöpfen will sage ich immer: „Der Wehenschmerz ist ganz natürlich, lassen Sie sich ruhig darauf ein!“

Erinnern Sie sich noch an den Tag der Wende 1989?

Ich war zu dem Zeitpunkt leitende Diätassistentin im Klinikum Friedrichshain. Die Fernsehmeldung verstand ich zuerst so, dass alle die DDR verlassen konnten, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten. Da das für mich nicht zutraf, freute ich mich für die Anderen. Ich ging früh ins Bett, weil ich am Folgetag um 5 Uhr zur Arbeit musste ...

Wie haben Sie erfahren, dass die Mauer offen war?

Als ich morgens ins Büro kam, lag dort eine Ausgabe der BILD-Zeitung auf meinem Schreibtisch. Knapp die Hälfte der Belegschaft fehlte, die waren in der Nacht alle rüber marschiert. Und ich dachte noch: Ohje, wie wollen wir die Arbeit schaffen? Wir Übrigen waren sehr ausgelassen und aufgekratzt, aber wir haben es bewältigt und kein Patient musste hungern. Nachmittags bin ich dann in der Bornholmer Straße über die Grenze gegangen. Am nächsten Tag waren die Kollegen alle wieder zurück.

Wie unterscheidet sich die Essensversorgung heute von der damaligen?

Leider gibt es keine Frischküchen mehr und im Arbeitsalltag ist der Kontakt zu den Kolleginnen und Kollegen aus der Pflege nicht mehr so eng. Heute wird das Essen von den Versorgungszentren aus verteilt. Direkt nach der Wende kam eine Cateringfirma aus dem Bundesgebiet, um uns zu zeigen, wie wir unser System umstellen. Die Zusammenarbeit klappte gut. Statt Kartoffeln, Fleisch und Soße aus Kübeln auf die Patiententeller zu verteilen, wurden ab sofort Tablettts und Fließbänder eingeführt. Die sogenannten Thermophore wurden vorher nach Größe der Station befüllt, jetzt ging es individuell nach den Patientinnen- und Patienten-Wünschen. Für uns alle – auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Cateringfirma – war es ein spannendes Abenteuer. Bis heute entwickeln wir uns weiter – immer mehr läuft jetzt digital.



Kerstin Falkner-Polowy

Geboren 1963 in Berlin-Friedrichshain

Diätassistentin

„Am Morgen nach dem Mauerfall lag in meinem Büro eine Ausgabe der BILD-Zeitung auf dem Schreibtisch.“



Giovanni Ammirabile

Geboren 1963 auf La Maddalena (Italien)

Vorsitzender des Vivantes Betriebsrats

„Es entstanden schnell Freundschaften
zwischen den Häusern in West und Ost.“

Wissen Sie noch, wo Sie den 9. November 1989 verbracht haben?

Ich war nach Feierabend recht spät auf dem Weg nach Hause. Schon damals waren die Arbeitszeiten nicht ganz so, wie sie sein sollten ... Ich kam vom Max-Bürger-Zentrum, fuhr durch die Stadt und wunderte mich, dass es so voll war – überall gab es Stau, fuhren Trabis. Ich ahnte, was los war, habe dann aber erst zuhause die Nachrichten gesehen. Ich versuchte zwar, zur Bernauer Straße zu laufen, bin aber nicht bis dorthin durchgekommen ...

Wie erinnern Sie die Zeit nach dem Mauerfall?

Es entstanden schnell Freundschaften zwischen den Häusern in West und Ost: zu Kaulsdorf, Friedrichshain und auch Buch, das ursprünglich Teil des Vivantes Vorgängers werden sollte. Es war spannend sich mit den verschiedenen Generationen auszutauschen, die den Mauerfall miterlebt hatten, die unterschiedlichen Sozialisationen zu sehen.

Beim Blick von heute zurück in die Geschichte kann ich den Unmut vieler Menschen gut verstehen. Die Leute sind auf die Straße gegangen, um an den Entscheidungen der oberen Zehntausend beteiligt zu werden. Aber die Hoffnung darauf ist ihnen nach '89 geraubt worden. Sie leben zwar nicht mehr in einer Diktatur, aber auch nicht in der Demokratie, die sie sich gewünscht hatten. Das prägt die Politik in Ostdeutschland und zeigt sich z. B. in den Wahlerfolgen der AfD. Dabei glaube ich, dass die Menschen eigentlich etwas Anderes wollen, man müsste ihnen nur mit ihren Sorgen und Nöten zuhören.

Erinnern Sie sich noch an den Mauerfall? Wo haben Sie den 9. November 1989 verbracht?

Ich stand selbst auf der Mauer am Brandenburger Tor! Wir hatten über die Berichterstattung ja schon die Bewegungen aus Ungarn und der Tschechoslowakei verfolgt und jetzt waren wir beim großen Finale dabei! Mit meinem damaligen Freund habe ich die Nacht durchgemacht mit Sekt, Umarmungen und verheulten Klüsen. Es war, als ob wir uns alle schon ewig kannten und uns endlich wiedersahen!

Hatten Sie auch tatsächliche Bekannte in Ost-Berlin?

Nein, aber in Meißen. Ich erinnere mich noch an die Grenzkontrollen auf Fahrten dorthin oder nach Dänemark. Wir durften im Auto nichts sagen, es war unheimlich. Ich war immer schon ein freiheitsliebender Mensch – der Unglaube bei der Vorstellung, dass das jetzt alles wegfallen sollte, war groß.

Gab es zwischen Ost und West große Unterschiede bei der Arbeitsweise im Krankenhaus?

Wir waren 1990 in unserer Ausbildungszeit mal in Potsdam, um zu sehen, wie es dort lief. Handschuhe zum Beispiel wurden da gewaschen, bepudert und wiederverwendet, statt sie zu entsorgen. Es gab keine Wegwerf-Artikel – alles wurde sterilisiert – Knopfkanülen von Flüssigkeiten waren nicht aus Plastik, sondern aus Metall. Wir arbeiteten dagegen viel mehr mit Einwegmaterial wie Plastikspritzen.



Camilla Baumann

Geboren 1970 in Berlin-Wilmersdorf
Gesundheits- und Krankenpflegerin

„Es war, als ob wir uns alle schon ewig kannten und uns endlich wiedersahen.“



Markus Stelzig

Geboren 1970 in Berlin-Charlottenburg

Oberarzt der Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik

„Die Technoszene eroberte ganz Berlin, es gab halb legale Nachtclubs, besetzte Häuser, eine Zeit des Aufbruchs, neue Freiräume und Möglichkeiten.“

Erinnern Sie sich an den 9. November 1989?

Eigene Eindrücke von damals wirken fast unreal, sind aber auch überlagert von den Fernsehbildern. So weiß ich z. B. nicht mehr, ob ich die berühmte Pressekonferenz mit Schabowski „live“ gesehen habe oder erst viel später. Seinen gestotterten Satz „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.“ sage ich heute aus Spaß meinen Kindern, wenn Sie mich fragen, wann sie ihr Zimmer mal wieder aufräumen sollen. Ich erinnere mich eher in der Rückschau an die gesamte damalige Zeit. Vor allem meine Eltern waren hoch bewegt, weil sie die deutsche Teilung vom Mauerbau an miterlebt hatten, bis hin zu getrennten Familien und einer Flucht durch die Kanalisation – immer mit der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung. Ich selbst hatte 1989 gerade Abitur gemacht und gleich danach einen Studienplatz bekommen. Was ich noch genau weiß ist, dass ich am Tag darauf zur Uni gefahren bin und es dort plötzlich roch, wie sonst nur in Ostberlin. Und überall fuhrn Trabis.

Hat sich durch die Wende an der Uni und im Studium etwas verändert?

Nein, zunächst nicht. Bis zum Einigungsvertrag und den ersten strukturellen Veränderungen dauerte es ja noch etwas. Aber mein Bewegungsradius als Jugendlicher hat sich von einem Tag auf den anderen extrem erweitert. Ich zog sehr schnell in eine Wohnung in Berlin-Mitte. Es war großartig, wie aus einer eingemauerten Stadt eine freie Stadt wurde – die gleiche Stadt und doch eine neue! Die Technoszene eroberte ganz Berlin, es gab halb legale Nachtclubs, besetzte Häuser, eine Zeit des Aufbruchs, neue Freiräume und Möglichkeiten.

Was hatte die Clubszene denn zu bieten?

Den WMF-Club zum Beispiel, der anfangs in einer unterirdischen Toilettenanlage des Mauerstreifens am Potsdamer Platz aufgemacht hatte. Das war eine riesige Brachfläche, weit und breit kein einziges Haus, nur ein kleiner Blechcontainer markierte für Eingeweihte den Eingang. Außen herum nahm die Weltgeschichte ihren Lauf und wir stiegen hier durch eine Kellerluke ein, um tanzen zu gehen. Ganz in der Nähe, in der Leipziger Straße, öffneten dann auch der Tresor.

Spielte es bei neuen Bekanntschaften eine Rolle, woher der andere kam?

Klar wurde das anfangs abgefragt, aber es war schnell nicht mehr relevant. Der Freundeskreis wuchs, wir wohnten alle im selben Haus – das war entscheidend.

Was hat sich mit dem Mauerfall geändert?

Die konkreten Auswirkungen des Mauerfalls habe ich in den Tagen nach Schabowskis Rede miterlebt, auch auf dem Weg zur Arbeit: In Mitte, am Ku'damm, in Kreuzberg waren Massen von Menschen, die Geschäfte waren voll. Es ging ums Kaufen, Kaufen, Kaufen. An den Grenzübergängen haben sich kleine Märkte gebildet. Obst war da ein Riesending, Kühltruhen waren leergekauft. Das hörte erst nach Monaten auf. Es herrschten Konsum und Neugierde. Natürlich sind wir auch mal in den Osten gefahren. Was mir auffiel: Es gab keine bunten Häuser, alle waren grau, denn es hat vorher ja keine Farbe zum Anstreichen gegeben. Außerdem war es auch abends sehr dunkel. Wir sind mal von Zossen zurückgefahren und haben über das Feld die hell erleuchtete Skyline von Lichtenrade gesehen, das war beeindruckend.

Es gibt Pflegeheime im ehemaligen Ostteil und im ehemaligen Westteil der Stadt – gibt es da Unterschiede?

Jetzt sind vor ein paar Monaten wieder vier neue Pflegeheime hinzugekommen, zwei aus dem ehemaligen Westteil, zwei aus dem Ostteil. Ich habe die Patenschaft für das neue Haus in der Rhinstraße in Lichtenberg übernommen. Ich finde, man merkt zwischen Ost- und West-Pflegeheimen kaum Unterschiede. Vielleicht ist die Altersstruktur des Personals in Ost-Häusern jünger und in West-Häusern die Personalstruktur interkultureller. Die Probleme sind jedenfalls die gleichen: Wir müssen Nachwuchs finden.

Zur Wendezeit habe ich in Kreuzberg als Stationsleitung in einem Pflegeheim in der Wartenburgstraße/Ecke Großbeerenstraße gearbeitet, das sind jetzt Eigentumswohnungen. Nach der Wende sollten das Klinikum im Friedrichshain und das Urbankrankenhaus zusammengelegt werden, noch vor der Vivantes Gründung. Zuerst kannten sich die Mitarbeiter aus Ost und West noch nicht so gut, es gab eine gewisse Distanz. Aber auch damals liefen die Kontakte ziemlich entspannt und man lernte sich schnell persönlich kennen.



Hans-Jürgen Duske

Geboren 1956 in Berlin-Tempelhof

Einrichtungsmanager, Haus Dr.-Hermann-Kantorowicz und Ernst-Hoppe-Haus

„Vielleicht ist die Altersstruktur des Personals in Ost-Häusern jünger und in West-Häusern die Personalstruktur interkultureller. Die Probleme sind jedenfalls die gleichen: Wir müssen Nachwuchs finden.“



Priv.-Doz. Dr. Dieter Kintzel
Geboren 1942 in Posen (Polen)
Facharzt für Neurochirurgie

„Ich fotografierte den ganzen Abend
am Brandenburger Tor und erst dann
wurde mir klar, dass kein Film in der
Kamera war!“

Wie haben Sie den 9. November 1989 verbracht?

Es war für uns alle ein markanter Tag. Ich war damals als neurochirurgischer Oberarzt an der Charité beschäftigt. Unsere Station lag im 8. Stock, sodass wir den Grenzübergang Invalidenstraße aus dem Fenster sehen konnten: den Menschauflauf, die Maueröffnung. Alle waren in heller Aufregung, es herrschte Ausnahmestimmung. Wir standen an den Fenstern, sahen live, was passierte und hörten parallel die Nachrichten. Als die Menschen auf die andere Seite strömten, rief ich meine Frau an. Sie kam mit unserem Kleinkind samt Kinderwagen. Nach Dienstschluss sind wir gemeinsam zum Brandenburger Tor gefahren.

Was ist Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Ich fotografierte den ganzen Abend Menschen in Feierlaune – bis ich 50 Bilder gemacht hatte, obwohl nur 36 auf dem Film drauf sein sollten. Erst in diesem Moment wurde mir klar, dass kein Film in der Kamera war! Ich ärgerte mich sehr ...

Wie wirkte sich der politische Umbruch auf Ihre Arbeit aus?

Ärztliche Kollegen, die führende Positionen in der Partei innehatten, mussten die Charité verlassen, teilweise medizinische Koryphäen. Vertretungen und Oberärzte sprangen ein. 1993 wurde die Neurochirurgie geschlossen und ich wechselte als Chefarzt ans Klinikum im Friedrichshain. Dort gab es zunächst nur eine Neuro-Traumatologie, ich baute die Klinik bis 2007 auf und führte die Mikroneurochirurgie ein. Als Prof. Dag Moskopp aus Münster kam und meine Pensionierung bevorstand, baten mich alle zu bleiben, so begann ich im MVZ, wo ich noch heute arbeite.

Kam für Sie der Mauerfall am 9. November 1989 überraschend?

Ich hatte ja bereits die Montagsdemonstrationen und Unruhen in Ostberlin, die Demos am Alexanderplatz vom 7. Oktober mit den Vorkämpfern und Jugendlichen mitbekommen. Am 9. November sind wir, mein Freund und ich, nachts von Jubel und Gegröle draußen wach geworden. Wir sahen uns an und sagten: „Oh Mann, jetzt müssen wir nochmal los!“

Sie haben sich also auf den Weg zum Grenzübergang gemacht?

Ja, wir sind zur Bösebrücke an der Bornholmer Straße gelaufen und von dort aus rüber, dann zur Osloer Straße und weiter bis zum Ku'damm! Es war so viel los auf den Straßen.

Was ist Ihnen aus der Nacht in Erinnerung geblieben?

Wir waren die ganze Nacht unterwegs und haben gefeiert und uns von den Schaufenstern in Westberlin blenden lassen. Aber mich haben auch die Obdachlosen am Bahnhof Zoo erschreckt.

Ich habe eine „BZ“ mitgenommen und meiner Mutter morgens auf den Tisch gelegt, sie konnte es gar nicht glauben.

Welches waren nach der Wende ihre beruflichen Stationen?

Ich arbeitete 1990 auf einer kardiologischen Überwachungsstation in Buch, dem ehemaligen Regierungskrankenhaus der DDR. Die medizintechnische Ausstattung war daher gut; nun wurde die Station zur Intensivmedizin mit Beatmungsmaschinen und allem, was dazu gehört, weiter ausgebaut. Dazu war ein ärztliches Team aus Heidelberg gekommen, ich hatte das Gefühl, „der Westen ist eingezogen“. Es war eine spannende und anstrengende Zeit.

Später arbeitete ich in der Anästhesie und fing 2009 im Humboldt-Krankenhaus an. Damals fuhr ich jeden Tag über die Grenze, es ist immer noch ein seltsames Gefühl. 2016 ging ich ins Friedrichshain, wo ich Kolleginnen traf, die seinerzeit noch mit mir gelernt hatten.



Sabine Gottschalk

Geboren 1969 in Berlin-Mitte

Krankenschwester – Funktionsdienst Anästhesie, Frauenvertreterin

„Wir haben am 9. November die Nacht durchgefeiert und uns von den Schau-
fenstern in West-Berlin blenden lassen.“



Kerstin Laurisch

Geboren 1959 in Berlin-Buch

Stationspflegeleitung 7b, Klinik für Innere Medizin – Kardiologie und Diabetologie

„Den Kontakt zu meiner Kindergarten-
freundin habe ich über Briefe gehalten.
Und dann klingelte meine Freundin am
10. November 1989 an der Tür.“

An was oder wen denken Sie, wenn Sie sich an den Mauerfall erinnern?

An meine Kindergartenfreundin, die ich seit 57 Jahren kenne. Dazu muss ich ausholen: Als 14-Jährige bin ich mit meinen Eltern vom Osten in den Westen gegangen. Den Kontakt zu meiner Kindergartenfreundin habe ich über Briefe gehalten, als ich 16 wurde durfte ich sie mit Ausnahmegenehmigungen ab und zu besuchen. Und dann klingelte meine Freundin am 10. November 1989 an der Tür – die Freude war groß! Wir haben unseren 30. Geburtstag zusammen gefeiert. Dieses Jahr feiern wir zusammen unseren 60.

Gab es Veränderungen an Ihrem Arbeitsplatz nach 1989?

Ich war damals schon Stationspflegeleitung in Schöneberg, ich hatte 1979 hier angefangen zu lernen. Es gab nach 1989 zu viele Krankenhäuser und zu viel Personal in Berlin. Wir wurden deshalb nach sozialen Kriterien bepunktet, einige Kolleginnen kamen auf den Überhang oder wurden an andere Standorte versetzt. Anders als jetzt – jetzt suchen wir händeringend Leute!

In den vergangenen 30 Jahren hat die Technisierung die Abläufe verändert – früher gab es keine Monitore und Programme. Auch die Komplexität der Aufgaben hat zugenommen, wir haben als Stationspflegeleitungen größere Verantwortung – von der Frage, ob genug Klopapier da ist, bis hin zur Umsetzung von neuen gesetzlichen Vorschriften.

Aber man wächst mit seinen Aufgaben, und heute würde ich mich an einem anderen Arbeitsplatz vermutlich langweilen (lacht).

Für mich ist es kein Unterschied, ob mein Gegenüber aus Ost oder West stammt, auch in der Zusammenarbeit verschimmt das oft. Wenn wir uns Vivantes weit einmal im Monat in der Expertengruppe treffen, bekomme ich mit, dass in den ehemaligen Ost-Häusern stationsübergreifender gearbeitet wird als hier. Ich denke, es ist es verbreiteter, dass man sich aushilft.

Welche Erinnerungen haben Sie an die Zeit rund um den Mauerfall?

Ich war damals erst sechs Jahre alt, meine Erinnerungen sind daher etwas bruchhaft. Woran ich mich aber noch sehr gut erinnern kann, ist unsere Reise nach West-Berlin unmittelbar nach dem Fall der Mauer. Damals haben wir den Zoo in West-Berlin besucht, für uns Kinder gab es jede Menge Musik- und Hörspiel-Kassetten und wir waren Schnitzel essen – ein aufregender Tag!

Hat sich Ihr Alltag in den Nachwendejahren sonst noch verändert?

Auf jeden Fall. Ich bin zum Beispiel mit meinen Eltern gleich in den ersten Sommerferien nach dem Mauerfall nach Italien gereist, wo wir auch in den Folgejahren immer wieder waren. Und ich weiß noch, dass schon ältere Verwandte die Chance ergriffen und die halbe Welt bereist haben.

30 Jahre später – welche Unterschiede nehmen Sie heute in Ihrem Arbeitsalltag war?

Grundsätzlich nehme ich keine großen Unterschiede wahr. Aber klar – auch heute ist es noch so, dass man sich als Kollegen im OP trifft und schnell mal die Frage aufkommt: „Kommst du aus dem Westen oder aus dem Osten?“ Und obwohl das ja gerade in meiner Generation eigentlich keine Rolle mehr spielt, beeinflusst die Antwort immer noch ein klein wenig den Blick auf die Menschen – ob man nun will oder nicht.

Was bedeutet das Jubiläum des Mauerfalls für Sie persönlich?

Auf dem Weg in die Arbeit komme ich mit dem Fahrrad jeden Tag am Checkpoint Charlie vorbei. Und fast jedes Mal denke ich kurz: Hier war früher Stopp. Ich bin einfach froh und dankbar, dass ich unbegrenzt reisen darf, Zugriff auf sämtliche – auch medizinische – Literatur habe und vieles mehr. Das war doch früher alles unvorstellbar.



Dr. Christian Gröger

Geboren 1983 in Köthen (Sachsen-Anhalt)

Facharzt für Allgemeinchirurgie

„Ich bin froh und dankbar,
dass ich unbegrenzt reisen darf.“



Marion Schmatulla

Geboren 1957 in Malchow (Mecklenburg-Vorpommern)

Teamassistentin im Sozialdienst

„Seit dem Mauerfall ist es im Krankenhaus deutlich bunter geworden.“

Wie erinnern Sie sich an die Zeit des Mauerfalls?

Im Nachhinein bin ich erschrocken, wie „normal“ mir die Mauer erschien. Dazu eine kleine Anekdote: Ich lebte schon zu Mauerzeiten mit meiner Familie in Buckow und wir nutzten in unserer Freizeit oft und gern den Mauerweg zum Fahrradfahren. Mein damals vierjähriger Sohn fragte mich einmal: „Mama, was ist hinter der Mauer?“ Ich antwortete: „Ein anderes Land!“ Mein Mann konterte sofort: „Wie kannst du so etwas sagen, das ist auch Deutschland, aber das Land wurde getrennt.“

Nach dem Fall der Mauer sind viele Straßen buchstäblich aus dem „Dornröschenschlaf“ geküsst worden, die vorher quasi Sackgassen waren. Buckow und Groß Ziethen waren wieder zu Fuß erreichbar. Und praktisch ist natürlich, dass man jetzt von Buckow nach Rudow abkürzen kann, einfach rüber radeln.

Was hat sich im Krankenhaus in den letzten 30 Jahren geändert?

Im Krankenhaus ist es bunter geworden. Es gibt viel mehr verschiedene Menschen, mit denen ich jetzt auch im Sozialdienst zu tun habe. Das ist schön. Früher hatte ich eine andere Aufgabe: 1979 wurde ich im Neuköllner Klinikum als Erzieherin eingestellt. Ich durfte mich um erkrankte Kinder kümmern. Als die Mauer weg war, mussten ja viele Dinge neu geregelt werden. Welches Krankenhaus ist für wen und was zuständig. Ich erinnere mich an die große Dankbarkeit einer Familie aus Groß Ziethen, deren Tochter nach langem Hin und Her bei uns versorgt werden konnte. Als Abschiedsgeschenk bekam die ganze Station wunderbar süße Birnen aus dem Brandenburgischen Garten, die haben allen geschmeckt.

Wie haben Sie den Mauerfall erlebt?

Zeitverzögert in Leipzig. Die entscheidenden Stunden am 9. November hatte ich in einem Interhotel verbracht, ohne Radio oder Fernsehen. Ich kam mit einem Tagesvisum aus West-Berlin vormittags bei meinem Onkel in Leipzig an, da saßen alle vor dem Fernseher. Ich dachte, das kann nicht wahr sein! Ich hörte dann, dass man ein längeres Visum bekommen könne, und das klappte tatsächlich problemlos: Von Donnerstag bis Montag durfte ich bleiben, Wahnsinn! Am Wochenende bin ich im Raum Leipzig von Ort zu Ort getingelt – und habe es nicht fassen können. Wir durften 1973 aus der DDR in die BRD übersiedeln, Familienzusammenführung, aber viele Verwandte und Freunde blieben zurück und die habe ich besucht. Am 11. September war eine Vereidigung der Nationalen Volksarmee – normalerweise waren West-Besucher nicht zugelassen. Aber ich bin mit meinem Renault von Soldaten einfach so auf den Parkplatz gewunken worden. Erst als ich zurück in Berlin am Grenzübergang Invalidenstrasse fröhlich durchgewunken wurde, habe ich realisiert, dass sich wirklich etwas Großes verändert hatte.

Was hat sich seit dem Mauerfall im Krankenhaus verändert?

Ich war Medizinstudentin und habe mein Praktisches Jahr 1991 im Urban angefangen, eine Studienkollegin von mir im Friedrichshain. Wir haben uns oft ausgetauscht: Im Friedrichshain hat man sich damals gesiezt, wir haben uns alle geduzt. Meine Freundin erzählte, einmal habe sie sich bei der Röntgenbesprechung nach vorne gesetzt – und wurde ziemlich scharf zurechtgewiesen. Das wäre im Urban nicht vorgekommen, hier war es lockerer und familiärer. Seit 1992 arbeite ich hier als Ärztin. Heute spürt man im Umgang im Krankenhaus kaum noch Unterschiede. Vor allem bei den jüngeren Leuten gibt es auch kaum noch Ost-West-Denken. Allerdings: Manchmal ärgert es mich, dass die DDR immer noch so belächelt wird. Denn es gab auch Fortschrittliches: Frauen konnten arbeiten, es gab eine super Kinderbetreuung. Schon damals.

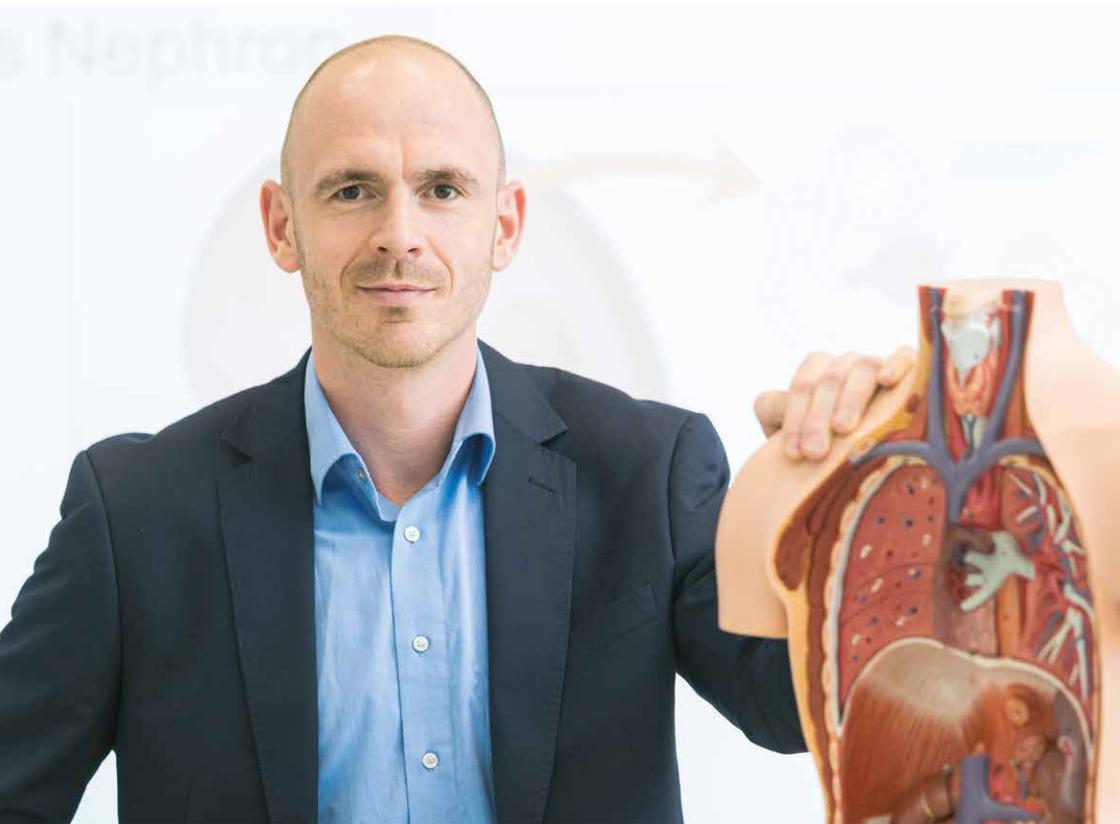


Dr. Leila Eckholt, MBA

Geboren 1964 in Leipzig (Sachsen)

Leitende Oberärztin, Klinik für Anästhesie, operative Intensivmedizin
und Schmerztherapie

„Erst als ich zurück in Berlin am Grenzübergang
Invalidenstrasse fröhlich durchgewunken
wurde, habe ich realisiert, dass sich wirklich
etwas Großes verändert hatte.“



Michael Koppisch

Geboren 1984 in Berlin-Kaulsdorf

Lehrer für Gesundheits- und Krankenpflege am Institut für berufliche Bildung im Gesundheitswesen

„Mit dem Begrüßungsgeld in der Tasche ging es gleich weiter zu McDonalds.“

Welche Erinnerungen haben Sie an die Tage rund um den 9.11.1989?

Ich kann mich noch gut daran erinnern. Gleich am Morgen des 10. November 1989 bin ich mit meiner Familie zur Mauer gefahren. Wir hatten sogar extra einen Hammer mitgenommen, um ein Stück Mauer herauszuschlagen. Das haben wir nie in einer Vitrine ausgestellt, wir wollten einfach dabei helfen, das Ding kaputt zu bekommen. Danach standen wir mindestens eine Stunde in der Schlange, um die 100 D-Mark Begrüßungsgeld zu bekommen. Mit dem Begrüßungsgeld in der Tasche ging es dann gleich weiter zu McDonalds. Außerdem habe ich damals ein Matchbox-Auto mit Farbwechsel bekommen – damals ein echtes Highlight!

Welche Veränderungen haben Sie in den Folgejahren wahrgenommen?

Auch hier habe ich einige Kindheitserinnerungen. Ich weiß zum Beispiel noch ganz genau, dass wir kurz nach der Wende einen Farb-Fernseher mit Fernbedienung bekommen haben – für uns damals eine kleine Sensation. Abends wurde dann gerne mal „Glücksrad“ geguckt. Weihnachten 1989 lag außerdem das erste ferngesteuerte Auto unter'm Baum. Und 1992 gab es dann außerdem endlich ein Telefon.

Inwiefern hat Sie das Thema „Ost-West“ im Rahmen Ihrer Ausbildung und Ihres Berufslebens begleitet?

Nach dem Abitur in Erkner habe ich meinen Zivildienst in Woltersdorf absolviert. Für meinen ersten Job bin ich dann allerdings nach NRW gezogen. Erst dort habe ich gemerkt, dass die Frage, ob man aus dem Osten oder aus dem Westen kommt, doch eine Rolle spielt. Ich habe zum Beispiel einzelne Patienten erlebt, die uns „Ossis“ die Schuld gaben, wenn es ihnen nicht gut ging. Wenn ich mir mein Leben heute ansehe, kann ich allerdings kaum Unterschiede feststellen. Ich bin einfach froh, dass wir alle im vereinten Deutschland leben.

Wie haben Sie den Mauerfall erlebt?

Ich muss gestehen, die Nachrichten habe ich abends gar nicht mitbekommen. Im Autoradio auf dem Weg zur Arbeit auf der Rudolf-Wissell-Brücke habe ich am Morgen des 10. November gehört, dass die Grenzen geöffnet sind – das werde ich nie vergessen! Als Westberlinerin, die so lange mit der Mauer gelebt hat, konnte ich es nicht glauben. Allerdings hatte es ja wochenlang Demonstrationen und Diskussionen gegeben, die Stimmung hatte Hoffnung auf Änderungen gemacht. Aber so rasant ...! Am Samstag darauf bin ich mit meinem Freund mit der U-Bahn zum Europacenter gefahren. Es war alles voller Menschen, kein Auto unterwegs. Wir badeten in der Menge und ich hatte das Gefühl, etwas Historisches mitzuerleben. Unbekannte kamen miteinander ins Gespräch. Es gab spürbare Momente von Freude und Hilfsbereitschaft: Anwohner kochten Tee und Kaffee für die Menschen, die in langen Schlangen bei den Banken anstanden, die Samstag geöffnet waren. Ich erinnere mich dann an das Silvesterfest am Brandenburger Tor, als die Mauer noch stand, da bin ich mit Freunden raufgeklettert. Großartig!

Wie war die Stimmung im Krankenhaus nach 1989?

Ich habe beobachtet, dass die Ostberliner nicht nur mit offenen Armen empfangen wurden. Manche „Wessis“ hatten das Gefühl, dass die „Ossis“ ihnen die Stellen wegnehmen. Und es gab auch Konflikte um die ungleiche Bezahlung. Ich habe 1982 in der ehemaligen Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik begonnen, war ab 1987 Referentin in der Ärztlichen Leitung und bin 1999 nach der Fusion mit dem Humboldt-Krankenhaus in die Tagesklinik gewechselt. Die Bezirksreform und die Neuaufteilung der Versorgungsverpflichtungen der Psychiatrien zogen weitere Veränderungen nach sich. Die Westberliner konnten nicht mehr in der eigenen Suppe schwimmen, wir mussten alle kooperieren. Heute ist die Teilung im Klinikalltag kaum mehr spürbar – und ob Kollegen oder Patienten aus Ost oder West stammen, spielt keine Rolle.



Christina Härtel

Geboren 1952 in Berlin-Lichterfelde

Leitende Psychologin am Zentrum für transkulturelle Psychiatrie, Psychiatrische Institutsambulanz, Kuratorin Ausstellung „totgeschwiegen“, Vorsitzende des Vereins „totgeschwiegen“ e. V.

„Es war alles voller Menschen, kein Auto unterwegs. Wir badeten in der Menge und ich hatte das Gefühl, etwas Historisches mitzuerleben. Unbekannte kamen miteinander ins Gespräch.“

Vivantes Vorgänger-Standorte 1989.



Föhr



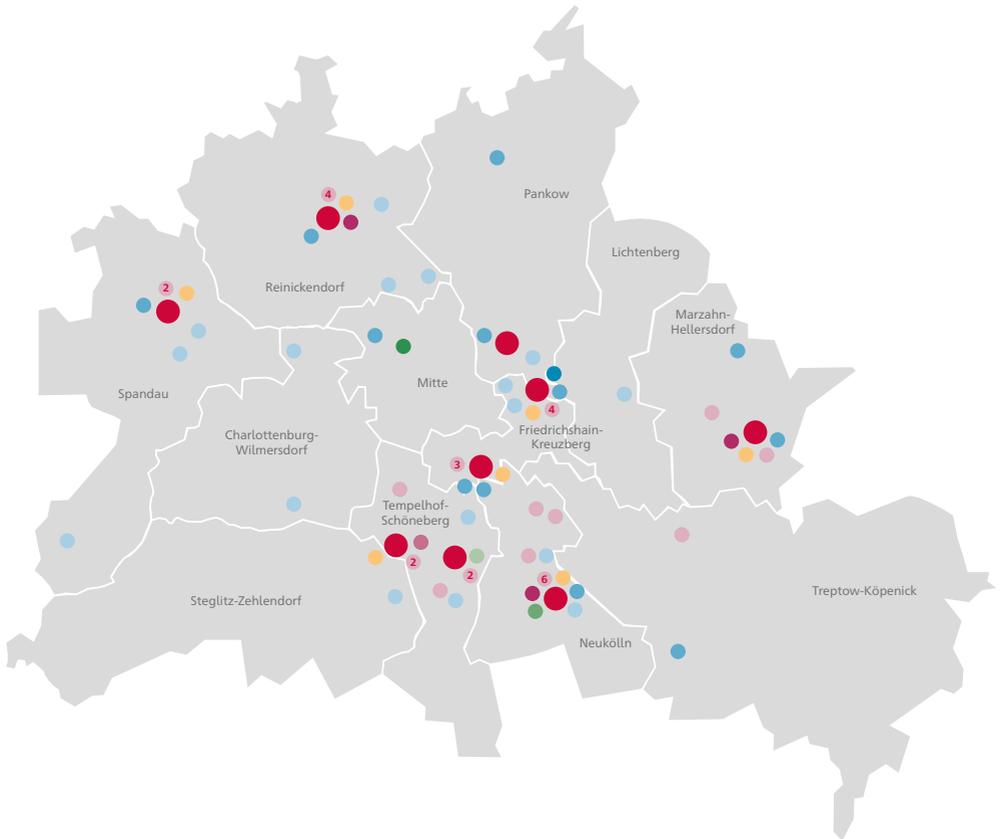
- 1 Humboldt Krankenhaus
- 2 Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik
- 3 Landes-Nervenklinik Spandau
- 4 Krankenhaus Spandau
- 5 Wilhelm-Griesinger-Krankenhaus
- 6 Krankenhaus Prenzlauer Berg
- 7 Max-Bürger-Zentrum
- 8 Städtisches Krankenhaus am Friedrichshain
- 9 Krankenhaus Hellersdorf
- 10 Krankenhaus Am Urban
- 11 Auguste-Viktoria-Krankenhaus
- 12 Wenckebach-Krankenhaus
- 13 Krankenhaus Havelhöhe
- 14 Krankenhaus Neukölln, Standort Mariendorfer Weg
- 15 Krankenhaus Neukölln
- 16 Ida-Wolff-Krankenhaus
- 17 TBC-Kinderheilstätte Wyk auf Föhr (Außenstandort vom Auguste-Viktoria-Krankenhaus)

Vivantes Klinikstandorte 2019.



- 1 Vivantes Humboldt-Klinikum
- 2 Vivantes Klinikum Spandau
- 3 Vivantes Klinikum im Friedrichshain – Standort Prenzlauer Berg
- 4 Vivantes Klinikum im Friedrichshain – Standort Landsberger Allee
- 5 Vivantes Klinikum Kaulsdorf
- 6 Vivantes Klinikum Am Urban
- 7 Vivantes Auguste-Viktoria-Klinikum
- 8 Vivantes Wenckebech-Klinikum
- 9 Vivantes Klinikum Neukölln
- 10 Vivantes Ida-Wolff-Krankenhaus

Vivantes Standorte 2019.



- 9 Klinika
- 7 Komfortkliniken
- 31 Tageskliniken
- Ambulante Rehabilitation
- Ambulante Krankenpflege
- 17 Hauptstadtpflege Häuser
- 12 Medizinische Versorgungszentren
- MVZ Charité Vivantes GmbH
- Hospiz gGmbH
- Ida-Wolff-Krankenhaus
- Labor Berlin – Charité Vivantes GmbH

Impressum

Herausgeberin

Vivantes – Netzwerk für Gesundheit GmbH

Copyrights

Titelfoto: elxeneize – stock.adobe.com

Portraitfotos: X21de - Reiner Freese

Klinikbilder: Franziska Taffelt, Ute Scharrer, Olaf Junghanns, Jan Röhl,
Monique Wüstenhagen, Vivantes

Stand

Oktober 2019





FOLGEN SIE UNS AUF:

 www.instagram.com/vivantesgmbh

 www.facebook.com/vivantes

 www.twitter.com/vivantes